

MICHAEL MORLEY

Spider

Roman

Aus dem Englischen von
Jürgen Bürger

HEYNE ◀

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag
zusehn, dass er nicht dabei zum Unge-
heuer wird. Und wenn du lange in einen
Abgrund blickst, blickt der Abgrund
auch in dich hinein.

Friedrich Nietzsche

PROLOG

Georgetown, South Carolina

SAMSTAG, 30. JUNI

Zum kühlen, dämmerigen Ausklang eines siedend heißen Tages speien Barbecue-Grills Feuer. Partygelächter zieht die Ufer des sich dahinschlängelnden Black River in South Carolina entlang.

Am anderen Ende der Stadt betritt eine traurige Gestalt den Friedhof von Georgetown und sucht nach dem Grab eines ihm einst nahestehenden Menschen. Seit Tagen ist er auf dieser Pilgerreise unterwegs und inzwischen körperlich und seelisch erschöpft. In den Armen hält er einen Blumenstrauß, ihre geliebten weißen Spinnenlilien. Als er ihr das erste Mal begegnete, war sie in einem der örtlichen Parks von Abertausenden dieser Blumen umgeben gewesen. Diese Pflanze hatte für sie beide eine ganz besondere Bedeutung gewonnen.

Die Grabsteine auf dem voll belegten Friedhof tragen Namen, die fast so alt sind wie Amerika selbst. Die Einwohner haben hier ihre Toten schon Mitte des 16. Jahrhunderts begraben, als die ersten spanischen Siedler alt wurden und verstarben.

Das Grab, nach dem er sucht, gehört keiner berühmten Person; keine übergroße Statue, kein reich verziertes Familiengrab markiert die Stelle. Die Frau entwich der Anonymität erst, als ihr verstümmelter junger Körper aufgedunsen und ver-

wesend im Tupelo-Sumpf, einem Nebenarm des Black River, auftauchte: ein uralter Gewässerstreifen, der einst Handelsweg der kommerziellen Kolonialisierung und Hauptwasserweg für South Carolinas Plantagen gewesen war.

Endlich entdeckt er ihren Grabstein. Einfacher schwarzer Marmor, finanziert aus einem Armenfonds der Gemeinde. In goldenen Buchstaben steht dort ihr Name: Sarah Elizabeth Kearney. So hat er sie nur nie genannt. Für ihn war sie »Sugar« gewesen, und er für sie einen Nachmittag lang einfach nur »Spider«. Sie war gerade mal zweiundzwanzig gewesen, und wie die Spinnelilien, die sie zusammengebracht hatten, blühte sie gerade erst auf, wurde sie sich ihrer Schönheit eben erst bewusst, sprossen gerade erst ihre Träume.

Spider zupft Unkraut zwischen den Kieseln auf ihrem Grab heraus und legt die großen Blumen hin. In Gedanken kehrt er zu jener wundervollen Begegnung zurück, die auf den Tag genau vor zwanzig Jahren stattfand.

Sugar war etwas ganz Besonderes.

Sie war die Erste.

Die Erste, die er entführt hat.

Die Erste, die er umgebracht hat.

ERSTER TEIL

Sonntag, 1. Juli

KAPITEL EINS

San Quirico d'Orcia, Toskana

Jack King wurde von einem Albtraum aus dem Schlaf gerissen. Er richtete sich kerzengerade im Bett auf und griff, obwohl er nach Luft rang und im ersten Augenblick nicht wusste, wo er war, instinktiv nach seiner im Halfter steckenden Waffe. Aber da war keine Waffe, war keine mehr, seit er vor über drei Jahren seinen Job als FBI-Profiler aufgegeben hatte.

»Alles in Ordnung?«, brummte im Halbschlaf seine Frau Nancy, die sich inzwischen an Jacks nächtliche Runde böser Träume gewöhnt hatte.

Nichts war in Ordnung, aber ihr einstudiertes Beruhigungsritual verlangte, wie Jack wohl bewusst war, dass er genau das von sich behauptete. Die Albträume waren heftig, brutal und blutig. Jede Nacht wurde er von etwas so plastisch Greifbarem gepackt, dass es ihm trotz der ständigen Wiederholungen immer noch schwerfiel zu glauben, dass alles nur ein böser Traum sein sollte.

»Ja, Nancy, alles in Ordnung«, antwortete er. »Schlaf weiter.«

Die Nachtluft der Toskana war vom Duft des Lavendels, des Salbeis und der Wildrose getränkt, der vom Garten unter dem Fenster heraufströmte.

Nancy King legte ihrem Mann tröstend die Hand auf den nackten Rücken und streichelte ihn sanft, so wie sie es auch

bei ihrem dreijährigen Sohn tat, wenn sie ihn beruhigen wollte.

»Mein Gott, Jack, du bist schon wieder schweißgebadet. Bist du dir sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Ja. Versuch, wieder einzuschlafen. Ich glaube, ich geh unter die Dusche und trinke danach noch was.«

Plötzlich musste er sich am ganzen eins neunzig großen und neunzig Kilo schweren Körper schütteln wie ein großer Hund, der gerade aus dem Wasser kam. Nancy riss ihre Hand erschreckt zurück. Die Albträume ihres Mannes verfolgten sie fast genauso wie ihn. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal durchgeschlafen hatte, obwohl alles an ihr danach gierte. »Schatz, du weißt doch, je früher du jemanden deswegen aufsuchst, umso besser wird es sein. Für uns beide.«

Das war der wunde Punkt. Seit seinem Zusammenbruch hatte Jack sich beharrlich geweigert, sich einer Therapie zu unterziehen, doch vor Kurzem hatte er endlich eingewilligt, zu einem Psychiater zu gehen.

»Ich geh jetzt duschen«, sagte er und stand auf. Kaum hatte er das getan, pochte sein Herz wieder wie verrückt. Früher schlug es nur dann so heftig, wenn er seine Runden auf der Aschenbahn in Quantico drehte oder wenn Nancy und er wie in den Flitterwochen knutschten und fummelten. Es kam ihm inzwischen wie eine Ewigkeit vor, seit er beides zum letzten Mal getan hatte. Irgendwie stimmte die sexuelle Chemie bei Nancy und ihm nicht mehr. Die Liebe war noch da, aber die nie enden wollenden Albträume hatten ihn in tiefe Melancholie gehüllt. Und was Quantico betraf, dieses Kapitel war in seinem persönlichen Geschichtsbuch abgeschlossen.

Sie waren unmittelbar nach Jacks Zusammenbruch in die Toskana gezogen, Nancy hatte darauf bestanden, und eigentlich hatte sie gehofft, dass alles schon längst wieder normal

wäre. Im Nachhinein begriff sie, wie blauäugig ihr Optimismus gewesen war. Es gab nun einmal solche und solche Zusammenbrüche, und Jacks Zusammenbruch war wohl eher ein Erdbeben gewesen.

Nancy zog die weißen Laken bis unters Kinn, eine Angewohnheit aus Kindertagen, dann lag sie auf dem Rücken da und starrte in die Dunkelheit. In solchen Augenblicken dachte sie oft an jenen schicksalhaften Tag in New York, als sie ans Telefon ging und Jacks Stellvertreter Howie Baumguard in der Leitung war. Howie und Jack hatten fast alles zusammen gemacht; die beiden standen sich sehr nah, und wenn Howie eine Frau gewesen wäre, dann hätten sie eine Affäre gehabt, darauf hätte Nancy ihr Leben verwettet.

Die Jungs waren gerade erst auf dem JFK gelandet, nachdem sie in Los Angeles einer Konferenz über alte, nie aufgeklärte Fälle beigewohnt hatten. Ihr Mann hatte diese Dienstreise von Anfang an nicht antreten wollen. In den Monaten davor hatte er Tag und Nacht an einer Reihe von Serienmorden gearbeitet und die FBI-Spitze gedrängt, weitere Unterstützung zu bewilligen, aber daraus war nie etwas geworden. Jack war immer ein Ass in seinem Job gewesen, der erfolgreichste und bekannteste Profiler seit den Tagen von John Douglas, Robert Ressler und Roy Hazlewood, den Gründervätern dieser Abteilung. Jack hatte jedoch eine entscheidende Schwäche: Er konnte einfach nicht Nein sagen. Er war schon vor der Abreise zu Tode erschöpft gewesen, schon bevor er sich vor ihrem Loft in Chelsea mit einem Kuss von Nancy verabschiedet hatte. Nancy war zu diesem Zeitpunkt im neunten Monat schwanger gewesen, und ihre größte Sorge war es, dass er wegen dieses zweitägigen Trips womöglich die Geburt ihres ersten Kindes verpasste, falls es beschloss, frühzeitig auf die Welt zu kommen.

Als Nancy ihn das nächste Mal sah, lag Jack auf der Intensivstation; er war in einem Flughafen-Café zusammengebrochen. Er sei zu Boden gegangen wie eine gefällte Eiche, erzählte man ihr später, und habe dabei zwei andere Leute und ein volles Tablett mit Cappuccinos und Kuchen mit sich gerissen. Sie erfuhr auch, dass er so etwas wie einen leichten Schlaganfall erlitten habe und dies als Warnung verstehen solle, dass er sein Leben ändern müsse, wenn er sich das Erlebnis eines ausgewachsenen Schlaganfalls ersparen wolle.

Es dauerte Wochen, bis Jack wieder normal schlafen, gehen und reden konnte, und selbst dann zögerten die Ärzte noch, ihn zu entlassen. Als Nancy ihn endlich nach Hause holen konnte, war ein kleiner Junge in ihr Leben getreten, und die Entscheidung, dass er beim FBI aufhören sollte, war bereits gefällt worden, ohne dass Jack etwas davon wusste. Nancy hatte keine Skrupel, die Angelegenheit voranzutreiben; sie war die Tochter eines ehemaligen Marine und war dazu erzogen worden, kritische Situationen mit einem Blick zu erfassen. Der Druck, der auf Jack lastete, hatte nicht nur seine Gesundheit ruiniert, sondern beinahe auch noch ihre Ehe und Nancys Leben.

Eigentlich hatte sich der Zusammenbruch schon eine ganze Weile angekündigt. Jack unterlag immer stärkeren Stimmungsschwankungen und hatte angefangen, Nancy nicht mehr an sich heranzulassen. Die Situation eskalierte, als sie eines Tages zufällig mithörte, wie er eine Rede einstudierte und dabei den Philosophen Friedrich Nietzsche zitierte: »Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.« Nancy hatte einen Wutanfall bekommen und verlangt, dass er endlich auf seine eigenen Ratschläge hören und seine Ungeheuer in der Arbeit lassen solle, statt sie ständig mit nach Hause zu bringen,

wo sie beide mit ihnen kämpfen müssten. Sie hatte gehofft, dass ihr Wutausbruch irgendetwas bewirken würde, aber das hatte er natürlich nicht. Wie denn auch, hatte er sie mehrfach gefragt. Wie könne er denn aufhören, so hart wie nur möglich zu arbeiten, wenn das sofort bedeuten würde, dass noch mehr Kinder misshandelt, noch mehr Frauen vergewaltigt und noch mehr Menschen umgebracht wurden?

Aus diesen Erinnerungen wurde Nancy gerissen, als Jack laut prustend aus der Dusche kam. Ein nebliger Lichtschein aus dem dampfigen Badezimmer folgte ihm und fiel dann weit ins Schlafzimmer hinein, als er aus der Tür trat.

»Du bist immer noch wach?«, fragte er überflüssigerweise.

»Sieht so aus, oder?«, erwiderte Nancy eine Spur gröber als beabsichtigt.

Jack lächelte sie an, und sie verzieh ihm sofort. Er war pudelnass und hatte sich ein weißes Handtuch um die Hüften gebunden, über dem sich noch immer deutliche Spuren des Waschbrettbauchs abzeichneten, der sie immer so angetört hatte, wenn sie mit ihren Fingern darüberfuhr. Als sie sich das erste Mal begegnet waren, hatte sie ihn viel zu schön gefunden, um ihr Typ zu sein. Große, dunkelhaarige, gut aussehende Kerle mit Holzfällerschultern und Keanu-Reeves-Gesicht waren toll zum Anhimmeln, aber die reinste Hölle, wenn man sich unterhalten oder gar eine Beziehung mit ihnen eingehen wollte. Jack war die Ausnahme von dieser Regel, und das hatte sie einfach umgehauen. In diesem Riesenkerl steckte ein kluger Verstand mit einem sicheren Gespür für richtig und falsch, gepaart mit gelegentlich aufblitzender Romantik und Zärtlichkeit, die er ebenso zu genießen schien wie Nancy.

Es war schon komisch, aber als sie mit Jack ging, hatte Nancy sich zum ersten Mal in ihrem Leben unsicher gefühlt, und wenn sie ehrlich war, hatte sich daran auch nach zehn-

jähriger Ehe nichts geändert. Klar ausgedrückt, manchmal fragte sie sich, was er eigentlich an ihr fand. Als sie zusammengezogen waren, durchblättern sie einmal ein Fotoalbum, und da bekam sie einen guten Einblick in die Jahre vor ihrer Zeit. Jacks frühere Flammen waren ausnahmslos groß gewesen, und alle hatten langes blondes Haar und Figuren, mit denen sie auf großflächiger Außenwerbung Reklame für Dessous hätten machen und damit Massenkarambolagen verursachen können. Nancy wiederum sah sich im günstigsten Fall als Brünette mit durchschnittlicher Oberweite, die ihr Haar gern kurz trug und selbst auf ihren höchsten Absätzen gerade mal einsiebziger erreichte. Ihre Mutter hatte immer gesagt, sie habe die babyblauen Augen eines Engels – vielleicht war es ja das. Jedenfalls hatte sie sich einen guten Mann angegelt, der sich obendrein als wunderbarer Vater herausstellte, und dafür war sie überaus dankbar.

»Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe«, sagte Jack und rieb sich die Haare mit einem kleinen weißen Handtuch trocken. Er beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Möchtest du etwas Eiswasser oder lieber Tee, Kaffee oder Kakao?«

»Eisgekühlter Schlaf wär mir lieber«, sagte Nancy und stützte sich auf ihren Ellbogen ab. Sie schaltete die Nachttischlampe an und blickte missmutig drein. Sie brauchte Licht um sich herum, wenn sie etwas auf dem Herzen hatte. »Jack, du gehst doch heute zu dieser Psychiaterin, oder?«

Jack schleuderte das Handtuch auf den Boden. Schlagartig verfinsterte sich seine Stimmung. »Wie oft muss ich denn noch Ja sagen? Ja, ja, ja, ich werde hingehen, und ja, ich werde diese verfluchte Psychiaterin aufsuchen.«

Nancy mochte es nicht, wenn sie sich stritten. Sie wusste, dass Jack etwas empfindlich war, wenn es darum ging, dass er

Hilfe brauchte, aber sie hielt das für so wichtig, dass sie bereit war, wenn nötig einen weiteren Sturm zu überstehen. »Wenn ich dich nicht trieze, würdest du nie etwas unternehmen, das weißt du selbst. Ich will dir doch nur helfen.«

»Tut mir leid, ich bin nur ein bisschen gereizt«, sagte Jack und setzte sich neben ihr aufs Bett.

»Bist du nervös, weil du zu der Psychiaterin gehen sollst?«

Jack schwieg einen Moment. »Ich glaub schon. Ich mochte diese Hirnklempner noch nie.«

Nancy verdrehte die Augen. »Das hört sich aus deinem Mund irgendwie komisch an.«

»He, ich bin kein Psychiater«, sagte er lachend. »Ich bin ein psychologischer Profiler, das ist ...«

»Du *warst* einer«, betonte Nancy.

Jack wirkte über diese Zurechtweisung verärgert. »Ja, ja. War ich. Entschuldigung. Jedenfalls gibt es einen ziemlichen Unterschied zwischen dem, was ich tue – getan habe –, und dem, was Psychiater tun.«

»Das Ganze muss endlich ein Ende haben.« Nancy beugte sich zu ihm vor und ergriff mit beiden Händen eine seiner riesigen Pranken. »Wenn du jetzt nach drei Jahren immer noch diese Träume hast und diesen verdammten Fall immer noch nicht loslassen kannst, dann brauchen wir professionelle Hilfe, damit du es schaffst.«

Jack wollte schon etwas erwidern, behielt es aber für sich, stand auf und ging hinaus. Es war zu früh am Morgen und die Schlacht schon zu weit fortgeschritten, um weiterzukämpfen.

KAPITEL ZWEI

Georgetown, South Carolina

20 JAHRE VORHER

Sie fiel ihm sofort ins Auge, wie sie da über die Uferpromenade flanierte. Sein Blick filterte die Umstehenden aus, er konzentrierte sich ganz auf sie, wusste, sie war es! Irgendwo tief in seinem Inneren riss sich etwas Dunkles, Animalisches von der Kette und regte sich.

Er beobachtete sie beim Schaufensterbummel in der Nähe des Old Rice Museum, als sie wohl gerade überlegte, ob sie sich ein neues Kleid leisten oder das Geld lieber für die Miete sparen sollte. Er ließ die Augen keine Sekunde von ihr.

Sie aß im *Trove* – ein sich nicht an Touristen anbietendes Restaurant in einer dämmrigen Seitengasse – einen kleinen gemischten Salat mit French Dressing und trank dazu Mineralwasser. Sie nahm keinen Nachtisch, dafür aber einen schwarzen Kaffee. Er beobachtete alles von dem Tisch in der Nähe des Herrenklos aus und ging ihr sofort nach, nachdem sie ein Trinkgeld liegen lassen hatte, das sie sich wahrscheinlich gar nicht leisten konnte.

Als er später in einem der Buchläden in der Schlange hinter ihr stand, fiel ihm auf, wie sehr sie doch seiner Mutter ähnelte. Er liebte ihr langes braunes Haar und hätte es am liebsten berührt und daran gerochen. Es war eine Qual für ihn, ihr so nahe zu sein, ohne sie berühren zu dürfen.

Er konnte sehen, dass sie nur noch zehn Dollar in ihrem Portemonnaie hatte und keine Kreditkarten besaß. Viel interessanter fand er aber den Titel des Buches, das sie aus dem Korb mit den Sonderangeboten gefischt hatte: *Gesunde Single-Küche*. Er setzte das Puzzle zusammen. Alleinstehend, gut aussehend, übte irgendeine Hilfstätigkeit aus, die ihr nicht annähernd so viel einbrachte, wie es sollte. All diese Einzelheiten katapultierten sie auf seiner Liste möglicher »Projekte« ganz nach oben. Er hatte schon drei andere »Projekte« am Laufen, drei Frauen, denen er wie besessen folgte und an die er ständig dachte. Er war ihnen gefolgt, erst aus der Ferne, dann immer näher und näher, bis er sie schließlich hätte streifen oder berühren können. All dies war Futter für seine Fantasien gewesen, die Probe auf die Praxis. Jetzt war er bereit, die drei zu vergessen. Sie konnten ihr nicht das Wasser reichen.

Sie bemerkte ihn nie, wie er da in seinem Wagen auf der anderen Straßenseite saß und den ganzen Tag beobachtete, wie sie ihr Appartement über der Bäckerei in der Nähe der Plantersville-Grundschule betrat und wieder verließ. Auch bei Nacht bekam sie nichts davon mit. Er beobachtete sie und lauschte hinter den riesigen Müllcontainern auf dem Bäckergrundstück; sein Blick klebte förmlich an dem offenen Fenster keine drei Meter über ihm. Kein blaues Fernsehlicht fiel an die Zimmerdecke; entweder besaß sie keinen Fernseher, oder aber sie hatte kein Verlangen nach dieser künstlichen Gesellschaft. Keine Musik tröpfelte durch die papierdünnen Wohnungswände, kein Radio plapperte, niemand rief sie an. Er verarbeitete all diese Informationen. Er musste sicher, absolut sicher sein, bevor er den nächsten Schritt wagen würde. Sie war schüchtern, fand er, sensibel und – was am allerwichtigsten war – allein. Jeder Hinweis bestärkte seine Überzeu-

gung, dass sie die Richtige war. Endlich, endlich hatte er die perfekte Frau gefunden.

Am zweiten Tag seiner Observierung ging sie am späten Vormittag joggen, und er nutzte die Gelegenheit, um die eiserne Treppe hinter der Bäckerei hinaufzusteigen und durch die Fenster in ihr bescheidenes Heim zu linsen. Als Vorsichtsmaßnahme hatte er ein in braunes Papier gewickeltes Paket mit der Adresse der Nachbarwohnung versehen. Wenn ihn jemand ansprach, würde er so tun, als wäre er ein Lieferant. In der Küche erspähte er neben der Spüle einen Teller, ein Glas, einmal Messer und Gabel. Im kleinen Wohnbereich gab es keinerlei Hinweis auf einen Mitbewohner oder eine Mitbewohnerin. Die Würfel waren gefallen, nun war alles nur noch eine Frage des richtigen Timings.

Er kehrte zu seinem Wagen zurück, der auf der anderen Straßenseite stand, und wartete. Er hörte Radio, sprang hin und her zwischen Lokalnachrichten, Talkshows und Musiksendern. Nicht einen Augenblick nahm er den Blick von der Seitengasse hinter der Bäckerei.

Als sie wieder auftauchte, richtete er sich auf und startete durch die getönten Scheiben seines alten Chevy Celebrity. Allein schon der Anblick ihrer pinkfarbenen Nike-Joggingshorts und dazu passender Weste brachte sein Blut zum Kochen. Sie verschwand in der Seitengasse, und er entschied, wie er vorgehen wollte.

Sie hatte so schnell geduscht und sich umgezogen, dass er ganz überrascht war, sie so bald wieder auf der Straße zu sehen. Sie nahm den Bus nach Richburg, und er folgte mit drei Wagen Abstand, wobei er genau darauf achtete, wie die Fahrgäste alle paar Meilen aus- und einstiegen. Nachdem sie den Highway US-21 überquert hatten, stieg sie hinten aus und verschwand im 160 Hektar großen Canal State Park in Landsford.

Er stellte schnell seinen Wagen ab und durchkämmte dann den riesigen Park, der mit Dutzenden von Kanälen aus dem 19. Jahrhundert durchzogen war. Er befürchtete schon, er hätte sie verloren. Er konnte sie weder bei den Menschen entdecken, die neben der historischen Mühle posierten, noch bei dem alten Schleusenwärterhäuschen. Dann erhaschte er draußen am Catawba River einen Blick auf ihr Haar und ihr Gesicht, und sein Herz machte einen Sprung. Wie eine Katze auf Vogeljagd schlich er sich langsam näher, und sein Blick ruhte wie magnetisiert auf der jungen Frau, die nun ein weißes Top und einen Minirock trug und am Rande einer üppigen Blumenwiese saß. Es war offensichtlich, dass sie ganz fasziniert von diesen Blumen war; vorsichtig glitt sie mit den Fingern über die Stiele, erfreute sich an den riesigen spitzen Blütenblättern auf ihrer Handfläche und beugte sich beinahe ehrfürchtig vor, um an ihnen zu riechen.

»Schöne Blumen«, sagte er und ging zuversichtlich auf sie zu. »Wie heißen die denn?«

Einen Augenblick lang wirkte sie erschrocken, dann aber antwortete sie: »Es sind Lilien. Spinnenlilien, manche nennen sie auch Schönhäutchen.«

Sie sprach mit einem leichten, warmen Südstaatenakzent. Ihm gefiel das; ihre Stimme war ruhig und angenehm. Eine Stimme, von der er wollte, dass sie zu ihm sprach – zu ihm allein.

»Stört es Sie, wenn ich mich dazusetze und sie mir mit Ihnen ansehe?«, fragte er und machte es sich ihr gegenüber leutselig bequem.

»Nein«, antwortete sie ein wenig überrascht.

Es war ihm ein Leichtes, die junge Frau zu bezirzen. Er war darin geübt, den Menschen ihre Befangenheit zu nehmen; er wusste genau, was zu tun war, damit sie sich weder bedroht

noch verletzlich fühlten. Sie plauderten ungezwungen, und zwanzig Minuten später willigte sie gern ein, mit ihm ins Park-Café zu gehen, wo sie eisgekühlten Zitrontee trank und seine Komplimente genoss, wie gut sie aussehe und wie sehr ihr die Kleidung stehe. Er selbst sah auch gut aus – nein, diese Bemerkung streichen, er war bei näherem Hinsehen sogar ausgesprochen attraktiv. Vielleicht war er nicht ganz so groß, wie sie es gern gehabt hätte, aber er war ziemlich muskulös, hatte dichtes schwarzes Haar und schöne, saubere Hände. An den Händen der Menschen – das hatte jedenfalls ihr Vater gesagt – konnte man vieles ablesen: Seine Hände waren makellos, die Nägel gepflegt und sauber.

Er erzählte, dass er als Wirtschaftsprüfer arbeite, ein spießiger Job, den er hasse, und dass er in den Park gegangen sei, um an die frische Luft zu kommen. Er meinte, er könne nicht länger bleiben, weil er noch bei einer Firma auf der Ostseite von Georgetown einige Geschäftsbücher abzuholen habe und anschließend ein Hotel in Myrtle Beach finden müsse, da er dort am folgenden Vormittag einige Besprechungstermine habe. Sie bot an, ihn zum Parkeingang zu begleiten, und während sie noch zusammen dahinschlenderen, bewölkte sich der Himmel, und eine leichte Brise kam auf.

»Sieht nach Regen aus«, meinte er und warf einen Blick zu der kriegsschiffgrauen Wolke, die sich komplett vor die Sonne geschoben hatte. »Haben Sie eine Fahrgelegenheit?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin mit dem Bus hier.« Sie rieb sich die Arme; vom Wind bekam sie eine Gänsehaut; wenn sie doch nur daran gedacht hätte, einen Pullover mitzunehmen.

»Wo müssen Sie denn hin? Kann ich Sie vielleicht irgendwo absetzen?«

Sie lächelte. »Ach, wenn's Ihnen nichts ausmacht, mich nach Georgetown mitzunehmen? Es wär kein Umweg für Sie. Sie müssen ja sowieso dorthin, und ich könnte Ihnen sogar eine Abkürzung zeigen.«

»Kein Problem«, sagte er und lächelte sie an. »Es wäre mir ein Vergnügen.«

Den ganzen Weg bis zu seinem Chevy konnte er spüren, wie das Feuer in ihm zu brennen begann, eine schmerzende, hungrige Flamme, die ihn zornig und erregt zugleich werden ließ. Er hielt ihr die Beifahrertür auf, bis sie eingestiegen war; dann, ganz Gentleman, schloss er sie und ging zur Fahrerseite hinüber.

Als er eingestiegen war, steckte er den Schlüssel ins Zündschloss und legte seinen Gurt an. »Erste Regel im Straßenverkehr: Anschnallen. Lieber einmal zu viel als einmal zu wenig.« Er schaute auf ihren Gurt; sie musste lachen.

»Ach herrje, ich hasse diese Dinger«, sagte sie und lehnte sich zurück, um nach dem Gurt zu greifen. »Sie nerven, und in dieser Hitze sind sie einfach unbequem.«

Unwillig klickte sie die Metallschnalle ins Schloss und wollte sich gerade zurücklehnen, um es sich bequem zu machen.

Dazu sollte es nie mehr kommen.

Mit ungeheurer Wucht schlug ihr etwas gegen die Kehle. Sie hatte keine Ahnung, worum es sich dabei handelte.

Ihre Gedanken wirbelten wild durcheinander.

Er hatte die ersten beiden Finger der linken Hand gekrümmt und klemmte damit von beiden Seiten ihre Luftrohre zusammen, drückte fester und immer fester, presste ihren Hals gegen die Kopfstütze und schnürte ihr die Luft ab.

Sie wollte sich wehren, aber der Sicherheitsgurt fixierte sie – genau, wie er gehofft hatte. Sie krallte sich an seinem Arm

fest, aber an dem festen Stoff seiner Jacke brachen ihr die Fingernägel ab.

Fast hatte er es geschafft. Fast hatte er seine Fantasievorstellung realisiert, ihren letzten Atemzug auf der Haut zu spüren, fast war er da, dieser letzte Augenblick, der sie für immer vereinen würde.

Er beugte sich über sie, um ihre Augen beobachten zu können, während sie in die magische Welt der Leblosigkeit hinüberglitt.

Dann packte er sie noch fester an der Kehle, drückte ein letztes Mal zu, und presste seinen Mund auf ihre Lippen, damit er den letzten Atemzug, der aus ihr wich, einsaugen konnte.

Sie war sein.

Sie waren vereint, so fest vereint wie Mann und Frau.

Weil ihm vom Orgasmus der Gewalt ganz schwindlig war, hielt er sich an ihr fest. Er sog ihren Duft ein: ihren Schweiß, ihr Parfüm, ihre Angst. Er berührte sanft ihr Gesicht, spürte ihr weiches Haar und ihre warme Haut. Nie wieder würde diese Haut so warm sein.

Er öffnete ihren Sicherheitsgurt, hob sie vorsichtig auf die Rückbank des Chevy und legte zwei dicke schwarze Decken über sie.

Er kurbelte das Fenster auf seiner Seite herunter und holte tief Luft, um sich zu beruhigen.

Er hatte es geschafft. Aus Fantasie war Wirklichkeit geworden.

Er zog ein Taschentuch aus der Tasche und wischte sich die Stirn trocken. Er schwitzte stark, aber nicht vor Anstrengung, sondern aus reinem Hochgefühl. Sein Hemd war nass, und der Schweiß strömte nur so an ihm hinab. Er legte eine Hand zwischen die Beine und spürte, dass er gekommen war; er war gekommen wie noch nie zuvor.

Er verstellte den Rückspiegel und betrachtete sich. In seinen Augen war keine Scham zu entdecken, keine Reue, keine Schuld. Nur der strahlende Glanz, etwas erreicht zu haben.

Er drehte das Radio an, schaltete die Automatik auf D und fuhr langsam davon. Bald würde er mit ihr allein sein. Ein junges Paar in den Flitterwochen. Für immer vereint.

KAPITEL DREI

San Quirico d'Orcia, Toskana

Jack drückte sich vor der Schlafzimerlektion, die Nancy ihm unbedingt erteilen wollte, und ging die Treppe hinunter in die Küche des kleinen Hotels, das sie sich vor zwei Jahren gekauft hatten. Na ja, Hotel war vielleicht ein wenig übertrieben; es handelte sich wohl eher um ein sehr exklusives Gästehaus. Voll belegt, was es während der Sommermonate zumeist war, bot es acht Gästezimmer, dazu ein gutes Restaurant und eine beliebte Bar. Nancy und er hatten Glück gehabt, so etwas an die Angel zu kriegen.

Als sie während Jacks Genesungszeit im Internet nach einem günstigen Erholungsurlaub in Europa suchten, hatten sie bei einer Internetauktion »La Casa Strada« entdeckt. Die Bildunterschriften erklärten, dass das Gebäude ursprünglich ein großes Bauernhaus gewesen sei, »auf eine Art erweitert und ausgebaut, dass es sich wunderbar in Italiens berühmteste und schönste Landschaft einfügt«, und die Fotos schienen diese Behauptung zu bestätigen. Die Mauern glänzten in der Sommersonne golden unter einem mit Terrakotta gedeckten Dach, das im Sonnenlicht pfirsichfarben wirkte und im Schatten nahezu blutorangenrot. Nancy war vom ersten Augenblick an darin vernarrt, und Jack musste nicht lange überredet werden, um ihrem Instinkt zu folgen und ein Angebot abzugeben. Eine Woche später stellten sie überrascht fest, dass das Haus

ihnen gehörte. Nach einer Reihe wilder Telefonate und mit der Hilfe eines ortsansässigen Dolmetschers gelang es ihnen sogar, weiter die Dienste von Carlo – einem ungeheuer effizienten Italoschweizer – als Hoteldirektor und von Paolo als Koch in Anspruch nehmen zu können, dessen Zabaglione so erstaunlich gut war, dass Jack meinte, allein die sei schon den Kauf wert. Paolo servierte gern historische Abschweifungen als Beilage, und so erfuhren sie schon bald, dass die Zabaglione im 16. Jahrhundert von dem Turiner Pater Pasquale de Baylon erfunden worden sei. Pasquale sei hundert Jahre später heiliggesprochen und darauf sogar zum Schutzheiligen der Köche ernannt worden, weil seine Zabaglione angeblich ein Heilmittel gegen männliche Unfruchtbarkeit sei.

Manchmal hatte Jack seine wahre Freude an dieser neuen toskanischen Idylle. Doch mit der Zeit beschlich ihn immer öfter das Gefühl, als hätte er sich hierher geflüchtet. Und tief in seinem Innersten war Jack King davon überzeugt, dass er sich niemals würde damit abfinden können, vor etwas wegzulaufen. Er konnte einfach nicht vergessen, dass er den Black-River-Killer nicht erwischt hatte, dass ein Serienmörder, der sechzehn Frauen – wenn nicht mehr – umgebracht hatte, immer noch da draußen war.

Die Jagd auf den BR-Killer, wie sie ihn genannt hatten, war die anstrengendste Ermittlung gewesen, die Jack je geleitet hatte, und das alles unter dem beispiellosen Druck, den die Medien und die Politiker Tag für Tag ausübten. Nach allem, was das FBI wusste, erstreckten sich die Morde über einen Zeitraum von mindestens zwanzig Jahren. Die zeitlichen Abstände zwischen den Morden waren unregelmäßig. Vielleicht hatte der Täter zwischenzeitlich im Gefängnis gesessen, das Land verlassen oder war eine Beziehung eingegangen, die seinen Wunsch, zu töten, entschärfte, vielleicht aber, und das

war wohl am wahrscheinlichsten, hatte es weitere Opfer gegeben, die von der Polizei schlicht und einfach nicht entdeckt worden waren. Im Augenblick waren fast vier Jahre vergangen, seit das letzte Opfer gefunden wurde, aber allen war bewusst, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis das Morden weiterging.

Jack setzte einen Stieltopf mit Milch auf den achtflammi- gen Herd und zündete die Gasflamme an. Er erinnerte sich, wie Paolo ihm einmal erzählt hatte, dass man früher in Italien beim Kochen nicht auf die Uhr geschaut habe. Vielmehr waren dabei Gebete gesprochen worden, was die Speisen bei ihrer Entstehung vervollkommen sollte. Paolo schätzte, dass zwanzig Vaterunser genügten, um Milch richtig aufkochen zu lassen, vielleicht noch ein Ave Maria dazu und eine Prise Zimt, während man sie noch ein wenig weiterköcheln ließ. Jack nahm das venezolanische Kakaopulver, gab ein paar Löffel zur Milch in den Topf, noch einen Schuss Sahne dazu, und rührte, bis alles eine satte dunkle Farbe angenommen hatte. Für ihn war das Kochen so etwas wie eine Therapie, die seiner Meinung nach seelisch hilfreicher war als seine bevorstehende Fahrt nach Florenz, wo er Dottoressa Elisabetta Fenella aufsuchen sollte. Die Psychiaterin war ihm vom FBI empfohlen worden, als er nach Italien zog, aber er hatte es nie über sich gebracht, sie anzurufen, hatte dies, um bei der Wahrheit zu bleiben, auch nie wirklich vorgehabt. Letztlich war es Nancy gewesen, die den Termin für ihn ausgemacht hatte, und angesichts der Schwere und Häufigkeit seiner jüngsten Albträume wurde ihm langsam klar, dass er wirklich keinen vernünftigen Grund mehr dafür vorbringen konnte, nicht dorthinzugehen.

Auf einem Silbertablett brachte Jack die Kakaobecher nach oben.

»Vorsicht, heiß«, warnte er Nancy und stellte einen der weißen Becher behutsam mit einem Untersetzer auf ihren Nachttisch.

»Ich schätze mal, das kommt daher, dass man die Milch kocht«, sagte sie und grinste über das Buch hinweg, das sie gerade zu lesen begonnen hatte.

»Haha. Sehr witzig.«

Nancy legte das Buch beiseite. »Du hast doch hoffentlich nicht Paolos Küche durcheinandergebracht?«

»Er wird noch nicht mal bemerken, dass ich überhaupt drin gewesen bin.«

»Oh, ganz gewiss wird er das. Paolo merkt es sogar, wenn eine Fliege dort gewesen ist. Ich schwöre dir, er führt Buch über jede Unze und jedes Pint, über jeden Tropfen Wein und jede Prise Salz.«

»Gramm und Liter, Nancy. Wir sind hier in Europa.«

Kalorienmäßig war der Kakao der reinste Albtraum, gleichzeitig aber auch unwiderstehlich. Jack hatte zehn Kilo mehr auf den Rippen, als ihm lieb war, und er schwor sich, etwas dagegen zu unternehmen, jedenfalls demnächst. Nancy schlürfte ganz vorsichtig von der heißen, samtig glatten Flüssigkeit, verbrannte sich aber trotzdem die Zunge.

»Glaubst du, du hast Zeit, aus Florenz ein paar Sachen mitzubringen?«, fragte sie und stellte den Becher auf den Untersetzer zurück.

»Was für Sachen?«

»Sachen, die man eben vielleicht kaufen würde, wenn man zu dieser Jahreszeit allein in Florenz wäre.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was du meinst«, sagte Jack mit Unschuldsmiene. »Was hast du dir in deinem hübschen kleinen Kopf ausgeheckt?«

Nancy lächelte ihn an und kuschelte sich an seine Brust.

»Elf Jahre, Jack King. In ein paar Tagen sind wir elf Jahre verheiratet. Wo ist nur die Zeit geblieben?«

In Gedanken kehrte Jack zu ihrem Hochzeitstag zurück. Sie hatten in einer hübschen Kirche in der Nähe ihres Elternhauses geheiratet und waren dann in den Flitterwochen nach San Francisco gefahren, notgedrungen kurze Flitterwochen, weil er in der Arbeit gebraucht wurde. *Die Arbeit*. Schon damals, gleich zu Anfang, hatte die *Arbeit* angedeutet, welche Schwierigkeiten sie in der Zukunft noch machen würde.

Die verkürzten Flitterwochen waren nicht das Einzige, was ihm durch den Kopf ging. So sehr er versuchte, die Bilder zu vergessen, durchfuhren sie die Membranen seines Gedächtnisses doch immer noch wie das Projektil einer Magnum: Der 8. Juli, ihr Hochzeitstag, war auch der Tag, an dem der BR-Killer sein sechstes und jüngstes Opfer gefordert hatte.

KAPITEL VIER

Georgetown

Der 15-jährige Gerry Blake und sein jüngerer Cousin Tommy Heinz trauten ihren Augen nicht. Egal, ob tagsüber oder nachts, immer nahmen sie die Abkürzung über den Friedhof, und weder die alten Grabsteine noch die gruselige Kirche konnte ihnen je einen Schrecken einjagen.

Bis heute.

Heute hatten sie es eilig. Sie wollten zu ihrem Freund Chuck, um mit ihm und seinem Vater in dessen Boot draußen auf dem Black River angeln zu gehen. Auf halber Strecke durch den Friedhof kamen sie beide rutschend auf dem mit grob behauenen Steinplatten gepflasterten Weg zum Stehen, und Tommy ging in die Knie.

»Muuutherfucker!«, kreischte Gerry und zog dabei das Wort so lang, wie er es bei den Rappern auf MTV gehört hatte.

Tommy war wieder aufgesprungen; er keuchte wie ein Hund und wollte nur noch weg hier. Er wollte so schnell wie möglich verschwinden, wenn Gerry erst mal seine fünf Murmeln wieder beisammen hatte und endlich mitkam.

Doch einen Moment lang standen die beiden Jungs Schulter an Schulter mit aufgerissenen Augen einfach nur da. Was sie vor sich sahen, hatte sich ihnen längst für den Rest ihres Lebens ins Gedächtnis gebrannt.

Das Grab vor ihnen war geöffnet worden.

Man hatte den billigen Sarg aus Kiefernholz aufgebrochen, und nun saß das Skelett einer jungen Frau in einem fleckigen Kleid aufrecht darin und lehnte am Grabstein. Schwarz gewordene, knochige Arme und Beine ragten aus dem verdreckten Stoff. Das Bild jedoch, das die Jungen bis in deren eigenes Grab verfolgen würde, war das des Kopfes. Oder besser gesagt, von der Stelle, wo der Kopf hätte sein sollen.

KAPITEL FÜNF

San Quirico d'Orcia, Toskana

San Quirico d'Orcia liegt in einem bezaubernd schönen Tal östlich von Montalcino, etwa ein Drittel des Wegs, den die meisten Touristen auf der atemberaubenden Strecke nach Montepulciano zurücklegen. Einen Kilometer in die entgegengesetzte Richtung liegt entlang der sich in die Höhe windenden Straße von San Quirico nach Pienza jener aufregende, von Zypressen gesäumte Hügel, den Ridley Scott für die Rückblenden von Frau und Kind benutzte, die in dem Film *Der Gladiator* auf die Rückkehr von Maximus warten.

Die Stadtmauern von San Quirico d'Orcia sind an zahlreichen Stellen geborsten und haben viel von ihrer historischen Würde und Schönheit verloren. Hinter ihnen jedoch stehen Gebäude aus erstaunlich goldenem Gestein, das Nancy immer an die süßen Honigwaffeln erinnerte, die sie als Kind so gern gegessen hatte.

La Casa Strada, eine alte Ölmühle, lag direkt an der Stadtmauer. Die Ölmühle gab es bis Mitte der siebziger Jahre, als ein glühend heißer Sommer für viele Bauernhöfe in den Tälern der Toskana den Bankrott bedeutete. Laura und Silvio Martinelli, die Besitzer, gaben auf und zogen zu Lauras Familie nach Cortona. Der sechzigjährige Silvio arbeitete als Taxifahrer, und die fünfundsechzigjährige Laura kümmerte sich nun darum, für ein ortsansässiges Geschäft *torta della*

nonna zu backen. Seitdem waren ihr ehemaliges Zuhause und die Betriebsgebäude bis zur Unkenntlichkeit modernisiert und erweitert worden; nur die grandiose Aussicht über die welligen Hügel des Val d'Orcia würde für immer so bleiben, wie sie war.

Nancy glitt langsam in ihren Arbeitstag. In Gedanken war sie noch bei Zack. Sonntags brachte sie ihn ab und an bei Bekannten unter, die auch kleine Kinder hatten. Sie hoffte, dass ihr dreijähriger Sohn jetzt schön mit ihnen spielte, es hatte nämlich lange gedauert, bis er ohne Zetern irgendwo ohne sie blieb. Noch vor einem Jahr hatte es schreckliche Szenen gegeben, wenn sie ihn im Kindergarten absetzte. Zack schrie und tobte und krallte sich an ihren Schultern oder ihrem Kleid fest, um nicht runterzumüssen. Aber was am schlimmsten war: Hatte sie es einmal geschafft, sich loszureißen, konnte sie von draußen sein tränenüberströmtes Gesicht sehen, wie er es gegen die Scheibe presste, wenn er sie anflehte, nicht wegzugehen. Doch jetzt war Zack »ein großer Junge«, ein »braver Junge«, und er verstand, dass Mami und Dad tagsüber arbeiten mussten.

Nancy ging durch das Hotel und hörte, wie in der Küche die letzten Frühstücke vorbereitet wurden. Sie steckte den Kopf durch die Tür, rief: »Guten Morgen, alle miteinander!«, und wartete den Antwortchor »buongiorno« ab, bevor sie die Tür dann wieder zufallen ließ.

Jack war schon fort. Guido, der Mann für alle Reparaturen, der vorbeigekommen war, um die Dunstabzugshaube über dem Gasherd zu reparieren, hatte ihn nach Siena mitgenommen. Schon eine ganze Weile wurde Nancy von ihrem temperamentvollen Küchenchef bedrängt, einen neuen Herd anzuschaffen, einen, wie ihn sein zweiter Cousin in Rom habe. Aber Paolo würde noch warten müssen. Das Bargeld war

im Augenblick knapp, also teilte Nancy ihm mit, dass er sich bis zu den Sommereinnahmen mit den »Schnäppchen« begnügen müsse, die sie möglicherweise bei Versteigerungen in der Gegend machten. Nancy musste lächeln. Guido hatte inzwischen so viele der Geräte repariert, dass weder Jack noch sie sich länger einreden konnten, es hätte sich um Schnäppchen gehandelt.

Und dann gab es da noch all die anderen Dinge, die repariert werden mussten. Vor Monaten war ein Stück vom hinteren Ende der Gartenterrasse dramatisch abgesackt, und jetzt ging es dort steil zur nächsten Terrasse hinunter. In der Hügelflanke klaffte ein ziemlich großes Loch. Carlo meinte, es könne ein alter Brunnen darin stecken, während Paolo sich erheblich exotischere Möglichkeiten zusammenreimte und darauf hinwies, dass die Gegend früher einmal ein befestigtes Rückzugsgebiet der Medici gewesen sei. Was auch immer es war, das Loch beleidigte das Auge, war eine Last, vielleicht sogar eine Gefahr. Irgendwann in den kommenden Tagen sollte einer von Carlos Freunden vorbeikommen und, so war es zugesagt, für wenig Geld alles wieder herrichten.

»Guten Morgen, Maria«, sagte Nancy, als ihre zwanzigjährige Empfangsdame endlich zur Arbeit an ihrem Schreibtisch eintrudelte.

»Guten Morgen, Mrs. King«, sagte Maria. Die mürrische Hotelbesitzerin hatte ihr verboten, Italienisch zu reden. Sie bestand darauf, dass Maria all ihre Gespräche zunächst auf Englisch beginnen solle, da ausländische Touristen nun einmal ihre Zielkundschaft bildeten. Maria nahm das hin, denn eines Tages würde sie bei den Wahlen zur Miss Italia und dann zur Miss World mitmachen, und am Ende würde sie noch dankbar dafür sein, dass sie hatte Englisch lernen müssen. Zumindest redete sie sich das ein.

Nancy sah nach ihren E-Mails und hörte den Anrufbeantworter ab. Sie konnte vier weitere Reservierungen für das abendliche Dinner notieren. Danach überprüfte sie, ob es über die Website Anfragen gab. Es lagen einige bezüglich der Speisekarte vor, ein paar Mails auf Italienisch, die Nancy ausdrückte, damit Maria sie beantworten konnte, und eine Preis-anfrage für ein Essen zu einem fünften Hochzeitstag.

Maria telefonierte gerade mit ein paar möglichen Hotelgästen, weshalb Nancy warten musste, bis sie ihr die E-Mail-Ausdrucke geben konnte. Sie warf währenddessen einen Blick in die Zeitung *La Nazione*. Auf der Titelseite prangte die Überschrift »Omicido!« und dazu das Bild einer hübschen, dunkelhaarigen jungen Frau namens Cristina Barbujani. Nancy hatte das Bild der jungen Frau auch schon im Fernsehen gesehen und Angestellte darüber reden hören, ihre Leiche sei zerstückelt und anschließend ins Meer geworfen worden. Nancy wandte sich ab, seufzte schwer und war traurig, dass es selbst hier, an dem schönsten Ort, an dem sie je gelebt hatte, kein Entrinnen vor Mord gab.

KAPITEL SECHS

Florenz, Toskana

Die Zugfahrt von Siena nach Florenz war schnell vorübergegangen, war mehr ein Vergnügen als eine Last gewesen. Jack hatte den Großteil der anderthalbstündigen Fahrt damit verbracht, die Schönheit der Landschaft zu genießen, die vor dem staubigen Fenster des stickigen, abgenutzten Abteils vorbeizog, das er sich mit fünf anderen Reisenden teilte. Er war ganz fasziniert gewesen von den Weinbergen und Olivenbaumgärten, die sich die steilen Hügel hinauf um die besten Terrassen stritten, sich nach der Sonne streckten, aber auch nach kostbarem Schatten lechzten. An einigen Stellen hatte die Sonne die gepflügten Äcker so verbrannt, dass die Erde aussah, als wäre sie aus großen Steinbrocken gemacht. In wasserbegünstigteren Tälern wuchsen goldene Steinhäuser aus fruchtbareren Feldern wie Landbrote in einem Backofen.

Die Toskana war tatsächlich wie ein Ofen.

Als Jack den Zug verließ und in der brütenden Mittagshitze in ein Taxi stieg, sehnte er sich geradezu nach dem eisigen Wind amerikanischer Klimaanlage. Die Praxis von Dottorressa Elisabetta Fenella lag in der Nähe der Piazza San Lorenzo im Marktviertel der Stadt. Darüber thronte die majestätisch steinerne Basilica di San Lorenzo, eine fassadenlose Kirche aus dem 4. Jahrhundert, die von den Medici wieder-

aufgebaut worden war und für die Leonardo da Vinci den Auftrag erhalten hatte, eine Fassade aus reinweißem Carrara-Marmor zu errichten. Aus irgendeinem Grund war es dazu allerdings nie gekommen. Jack konnte das verstehen, er hatte noch ein paar schwere Verandafliesen hinter seinem Haus zu reparieren, und genau wie Leonardo kam er einfach nie dazu. Vielleicht hatte Leonardos alte Dame ihn ständig damit genervt, endlich auch jene Fassade zu reparieren?

Jack ließ die gleißende Sonne hinter sich und trat in den kühlen Schatten des Hauseingangs. Er nahm den winzigen, altmodisch schmiedeeisernen Fahrstuhl in den dritten Stock, wo er von einer schüchternen Empfangsdame höflich in ein Gesprächszimmer mit Marmorfußboden und hoher Decke geführt wurde. Über ihm kreisten zwei Ventilatoren, die so aussahen, als wären sie älter als die Stadt selbst. Grazil, aber sinnlos quirlten sie die heiße Luft von einer Zimmerecke in die andere, ohne den Raum darunter in irgendeiner Weise zu kühlen. Ein alter Eichenschreibtisch mit breiten, kunstvoll geschnitzten Beinen stand in einer der hinteren Ecken, an der Wand darüber hing ein bescheidenes Kreuz. Der Schreibtisch war mit Unterlagen übersät, dazu gab es silbergerahmte Fotos einer weitläufigen italienischen Familie. Ihm war erzählt worden, dass Fenella eine hochgeschätzte Ärztin sei und über zehn Jahre für die Polizei in ganz Italien gearbeitet habe. Die Fotogalerie verriet ihm zudem, dass sie erheblich eleganter war, als er erwartet hatte. Er nahm eines der Fotos in die Hand, auf dem sie Schulter an eleganter Schulter neben einem Mann stand. Die Dottoressa hatte langes schwarzes Haar, ein absolut symmetrisches Gesicht, warme braune Augen und ein makellostes Lächeln. Ihr Ehemann, wenn es sich denn tatsächlich um ihren Mann handelte, sah erheblich älter aus. Er hatte einen mächtigen Schopf weißer, nach hin-

ten gekämmter Haare. Jack schätzte ihn auf Ende fünfzig, Anfang sechzig.

Die Tür hinter ihm ging auf, und die Frau von den Fotos sah ihn verwirrt an. Sie schien sich zu wundern, weshalb er an ihrem Schreibtisch stand.

»Signore King?«, sagte sie mit strenger, aber noch höflicher Stimme. Jack fiel auf, dass sie eher mit einem amerikanischen als mit einem englischen Akzent sprach, und nahm an, dass sie entweder dort aufgewachsen war oder ihr Englisch auf einer von Amerikanern geführten Sprachschule gelernt hatte.

Jack drehte sich um und bemerkte sofort ihren missbilligenden Blick. »Verzeihen Sie«, sagte er schnell und stellte den Bilderrahmen vorsichtig zurück. »Alte Polizeigewohnheiten lassen sich nur schwer abschütteln.«

»Bitte«, sagte sie, ging über seine Indiskretion hinweg und wies auf zwei cremefarbene Sofas, die sich an einem viereckigen Beistelltisch mit Glasplatte gegenüberstanden.

Jack ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. »Jack King. Vielen Dank, dass Sie mich empfangen, vor allen Dingen an einem Sonntag.«

Die Dottoressa trug an ihrem Ringfinger einen goldenen, mit Diamanten besetzten Ehering, der einen FBI-Beamten drei Monatsgehälter gekostet hätte.

»Nichts zu danken. Es tut mir leid, aber es musste heute sein, sonst hätte ich Ihnen erst in ein paar Monaten einen Termin geben können. Nehmen Sie bitte Platz.« Sie nickte in Richtung eines der Sofas und setzte sich auf das andere. Dann legte sie ein paar braune Aktendeckel auf den Glastisch. Jack erkannte sofort, dass sein Name daraufstand. Er hasste es, in Akten zu stehen, hasste es, bearbeitet, begutachtet und womöglich beurteilt zu werden.

Dottoressa Fenella räusperte sich und kam gleich zur Sache. »Verraten Sie mir bitte, Jack, warum genau wollen Sie mich konsultieren?« Sie beugte sich vor und nahm einen der Aktendeckel. »Ihre Dienststelle hat mich schon vor fast zwei Jahren angerufen, und letztlich war es jetzt Ihre Frau, nicht Sie, die um diesen Termin gebeten hat. Also, warum genau sind Sie jetzt hier?«

Jack fiel auf, dass sie »warum genau« gleich zwei Mal verwendet hatte. Ihre Befragungstechnik war lehrbuchmäßig; der Fragende benutzte starke Schlüsselwörter, um den Befragten dazu zu bringen, sich zu konzentrieren – und um ihn zu kontrollieren. Seine Liste der hassenswerten Dinge wurde um einen weiteren Punkt ergänzt – er hasste es, in einer Frage- und-Antwort-Situation auf der falschen Seite zu sitzen.

»Was genau meinen Sie damit?«, fragte er geringschätzig. »Sie halten es für offensichtlich, dass ich gar nicht hier sein will und auch nicht glaube, dass Sie mir in irgendeiner Weise behilflich sein können? Oder meinen Sie, dass Sie die Akte gelesen haben und das Ganze ohnehin für reine Zeitverschwendung halten?«

Dottoressa Fenella lächelte freundlich, aber ohne jede Wärme. Er wollte Gedankenspielchen mit ihr spielen, und sie wusste, sie würde womöglich verlieren, wenn sie sich darauf einließ. Allerdings wusste sie auch, dass der kluge Mann vor ihr ein Klient war, ein Kranker, der aufgrund einer furchterlichen Erfahrung, die er gemacht hatte, leiden musste.

»Jack, ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen, und ich hoffe, ich kann Ihnen helfen«, sagte sie. »Aber wir wissen doch beide, dass dies nur möglich ist, wenn Sie selbst sich helfen lassen wollen.«

»Ach, Sie meinen, die Glühbirne muss es wollen, gewechselt zu werden?«

»Ich verstehe nicht«, erwiderte sie stirnrunzelnd.

Jack bedauerte seine Bemerkung sofort. »Das war ein alter Witz. Tut mir leid. Ich wollte mich nicht über Sie lustig machen. Die ganze Angelegenheit ist für mich einfach nur ziemlich komisch. Sonst sitze nämlich ich auf der anderen Seite des Schreibtischs und stelle die Fragen.«

»Ich weiß«, sagte die Dottoressa, legte die Akte beiseite und stützte sich mit den Ellbogen auf ihre, wie er nicht übersehen konnte, wohlgeformten Knie. »Jack, ich habe Ihre Personalakte gelesen. Ich weiß, was in der Vergangenheit passiert ist. Aber ich kann mir vorstellen, dass die Alpträume, die Ängste und Nöte in letzter Zeit schlimmer geworden sind, und das wahrscheinlich in einem Maß, dass Sie glauben, das alles nicht länger in sich verstecken zu können, hab ich recht?«

Jack stand auf und trat an eines der mit Läden verschlossenen Fenster, die auf ein kleines Gartenquadrat führten. Das Umhergehen brachte seine Gedanken in Gleichtakt und setzte ihn geistig in Bewegung. »Sie gehen davon aus, dass Sie recht haben«, sagte er und sah in den Garten hinaus. »Ich dagegen bin völlig unsicher, ob ich weiß, wie ich darüber reden soll.« Er drehte sich zu ihr um und stand nun mit dem Rücken zur Wand da. »Um ganz ehrlich zu sein: Ich weiß noch nicht mal, wo ich überhaupt anfangen soll.«

KAPITEL SIEBEN

Days Inn Grand Strand, South Carolina

Nachdem Spider sich das Gewünschte vom Friedhof geholt hatte, kehrte er auf direktem Weg in sein Hotelzimmer im Days Inn Grand Strand zurück, nur wenige Minuten vom Myrtle Beach International Airport entfernt.

Der Akt der Grabschändung hatte Spider keine schlaflose Nacht bereitet. Weit gefehlt. Es war berauschend gewesen, hatte ihn so erschöpft wie nur irgendein vorstellbarer Sex-Marathon, und danach war er mühelos eingenickt und hatte die ganze Nacht fest durchgeschlafen.

Nun rührt er sich in seinem Hotelbett und schaut sich um. Er fragt sich, wie so etwas wie diese Bruchbude überhaupt einen einzigen Stern bekommen kann, geschweige denn zwei. Draußen kann er Kinder kreischen und lachen hören, wie sie in den Swimmingpool hüpfen. Spider wird klar, dass er etwas zu essen und zu trinken und noch erheblich mehr Schlaf braucht, aber solche Genüsse werden warten müssen. In diesem Augenblick zählt nur die Flucht.

Spider ist zwar fünfzig Kilometer vom geschändeten Friedhof entfernt, doch für ihn ist das noch viel zu nah, um sich sicher zu fühlen. Trotz des ungeheuren Drangs, in der Gegend zu bleiben, sich unters Volk zu mischen und zuzuhören, was über das Geschehene geredet wird, muss er weg, das weiß er. In der Zwischenzeit dürfte es auf dem Friedhof nur so von

Polizei wimmeln, und das wiederum bedeutet, dass die Geschichte überall im Radio und im Fernsehen verbreitet wird. Spider ist überaus sorgfältig vorgegangen, und er wird noch viel sorgfältiger sein, bevor er das Hotelzimmer verlässt, wiewohl trotz all seiner Vorsichtsmaßnahmen immer noch die vage Chance besteht, dass ihn jemand sehen wird, auch wenn er selbst das nicht mitbekommt.

Spider geht auf die Toilette, dann duscht er ausgiebig und heiß. Es gibt zwei weiße Badehandtücher. Er nimmt eines davon, trocknet sich halb ab, wickelt sich anschließend in das Badetuch und setzt sich aufs Bett.

Erst jetzt fällt ihm auf, wie schwer er schnauft und wie sehr seine Hände zittern. Selbst nach all diesen Jahren, nach all diesen Morden, bekommt er am Tag danach immer noch das große Zittern. Er weiß, dass das erst der Beginn einer Panikattacke ist. Es ist der Moment, in dem die Angst davor, gefasst zu werden, am stärksten ist, und die Erfahrung hat ihn gelehrt, je weiter er sich vom Tatort entfernt, desto schneller legt sich die Panik wieder.

Als er sich etwas gefasst hat, zappt er auf der Suche nach irgendwelchen Nachrichten aus Georgetown mit der Fernbedienung durch die Fernsehsender.

Auf WTMA endet gerade eine tropische Sturmwarnung, und auf WCSC läuft eine Reportage über eine Frau aus Mount Pleasant, die beim Segeln vor Sullivan's Island ertrunken ist. Spider schaltet auf WCBD um und erkennt auf den Videoaufnahmen sofort den Friedhof, auf dem er so kürzlich erst war. Nach ein paar Sekunden erscheint ein hispanoamerikanisch aussehender Reporter im Bild und unterhält sich mit einem Nachrichtensprecher im Studio: »Hier in der Gemeinde von Georgetown, wo jeder jeden kennt, sind heute alle über ein Ereignis entsetzt und aufgebracht, das die meisten Orts-

ansässigen nicht nur als Untat ansehen, sie finden es darüber hinaus widerwärtig und abstoßend. Kameraleuten und Journalisten wurde der Zutritt zum Friedhof verwehrt, doch wie man unseren Bildern entnehmen kann, die von einer angrenzenden öffentlichen Straße aus gemacht wurden, scheint es sich um eine extrem grausame Grabschändung zu handeln. Derzeit wird darüber spekuliert, ob es sich um das Werk eines Trophäensammlers oder eines zutiefst gestörten, geisteskranken Einzelgängers handelt, der sich von den Gräbern von Mordopfern angezogen fühlt. Der Polizeichef von Georgetown hat heute kategorisch verlauten lassen, dass er zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinen Grund sieht, diesen Zwischenfall mit dem sogenannten Black-River-Killer, also jenem Serienmörder in Verbindung zu bringen, der angeblich für den Mord an Sarah Elizabeth Kearney verantwortlich sein soll.«

Spider ist amüsiert und verärgert zugleich. Glaubt die Presse solchen Blödsinn wirklich? Besitzt denn keiner von denen so viel Intelligenz, um zu begreifen, worum es hier eigentlich geht?

Er bezweifelt, dass die Polizei ebenfalls so dumm ist. Die werden doch sicher begreifen, welche Bedeutung diese Tat besitzt, oder?

Er legt sich mit nassen Haaren rücklings aufs Bett. Auf dem Kopfkissen neben ihm liegt das zweite Handtuch, das er vorsichtig um den Gegenstand seiner Zuneigung gewickelt hat. Um den Schädel von Sarah Kearney. Spider dreht sich auf die linke Seite und fährt mit den Fingern der rechten Hand sanft über den glatten Knochen. *Ist es wirklich schon zwanzig Jahre her? Zwanzig Jahre, dass er die Vertraulichkeit ihres Todes und die geheimen Freuden ihres kühlen Leichnams genossen hat?*

»Wir müssen bald los, Sugarbaby«, sagt er leise und küsst sie leicht auf die Stirn. »Ruh dich noch ein wenig aus, bis es so weit ist. Wir haben dann nämlich noch jede Menge zu erledigen.«

San Quirico d'Orcia, Toskana

Jack war in Florenz, Zack bei seinen Spielkameraden, und Nancy King entspannte sich auf der schattigen Terrasse und genoss den ersten Cappuccino des Tages. Auf dem Schoß lag Paolos neue Sommerspeisekarte. Sie war froh, viele ihrer alten Lieblingsgerichte wiederzufinden, darunter eine klassische Auswahl von *la pasta fatta in casa*, erstaunlich einfache Tomatensauce zu den selbst gemachten Linguini oder Tagliatelle.

Wie schafften es die Italiener nur, aus so wenigen Zutaten so viel Geschmack herauszuholen?

Sie legte die Speisekarte beiseite, trank einen Schluck Kaffee und blinzelte über die im dunstigen Sonnenlicht liegenden Täler. Die toskanische Landschaft lag da wie eine Aufeinanderfolge grüner Wellen, die auf eine weit entfernte Küste zuliefen. Der blassblaue Himmel war wolkenlos. Nancy war so entspannt und fühlte sich so lebendig wie seit Jahren nicht mehr. Die Toskana war ganz gewiss der richtige Ort, um noch einmal von vorn zu beginnen.

Giovanna, eine der beiden Kellnerinnen, die um diese Uhrzeit frische weiße Leinentücher auf die Mittagstische legten und neu eindeckten, klapperte mit ihren Schuhen über die geflieste Veranda und die Holzumrandung und unterbrach Nancys kurzen Frieden.

»*Scusi, Signora*«, sagte sie höflich. »Da ist jemand am Empfang für Sie. Polizei.«

Nancy stockte der Atem. Sie schob ihre bloßen Füße in die Sandalen und verschwand eilig von der sonnenheißen Terrasse in die Kühle der Rezeption. In diesen wenigen Sekunden schossen ihr alle nur erdenklichen Katastrophen durch den Kopf. Ist Jack wieder zusammengebrochen? War irgendetwas Schreckliches mit Zack passiert? Warum sonst sollte ein italienischer Polizist unangemeldet vor der Tür stehen?

Nancy war fest davon ausgegangen, einen Polizisten vor sich zu sehen, einen schwarzhaarigen Carabinieri mit einem Bartschatten und den weißen Handschuhen seines Berufsstandes. Stattdessen wartete eine überaus hübsche junge Frau in einem makellosen, maßgeschneiderten anthrazitgrauen Geschäftsanzug in der Rezeption mit dem kühlen Marmorboden.

»*Buongiorno. Signora King?*«, sagte die Frau.

»*Sì.*« Nancy zögerte, und ihr Herz setzte einen Schlag aus.

»*Buono, sono Ispettore Orsetta Portinari. Ho bisogno ...*«

»Englisch, bitte sprechen Sie Englisch mit mir!«, fuhr Nancy dazwischen, die ihre Ängste nicht mehr im Zaum halten konnte.

»Oh, tut mir leid«, sagte die Polizistin. Sie holte kurz Luft und wechselte dann ohne Schwierigkeiten die Sprache. »Mein Name ist Orsetta Portinari. Ich bin von meinem Chef Massimo Albonetti aus Rom hierhergeschickt worden. Mein Chef und Mr. King hatten vor einiger Zeit beruflich miteinander zu tun. Nun hat mich Direttore Albonetti geschickt, um Mr. King um seine Mithilfe zu bitten.«

Nancys Ängste ließen ein wenig nach. »Es ist also alles in Ordnung? Jack oder meinem Sohn ist nichts zugestoßen?«

Die junge Beamtin schaute verwirrt. »Es tut mir leid, ich verstehe nicht ganz. Ihr Sohn?«

Nancy wischte sich die Haare aus dem Gesicht. »Sie sind nicht gekommen, um mir eine schlechte Nachricht über meinen Mann oder meinen Sohn Zack zu bringen, oder? Geht es den beiden gut?«

Orsetta schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Deswegen bin ich nicht hier. Den beiden wird es wohl gutgehen.«

Nancy stützte sich auf der schwarzen Granitplatte der Empfangstheke ab und seufzte erleichtert. Sie fasste sich und wandte sich dann wieder an die Polizeibeamtin.

»Schon komisch, dass man immer an das Schlimmste denkt, wenn man mit der Polizei zu tun hat – dabei bin ich seit über zehn Jahren selbst mit einem Polizisten verheiratet.«

»Sì«, sagte Orsetta.

»Jack ist im Augenblick nicht hier, und er wird auch den ganzen Tag fort sein. Worum genau geht es denn?«

Orsettas Meine verriet, dass sie Nancy darauf keine direkte Antwort geben wollte. »Bei allem Respekt, Mrs. King, aber es handelt sich um eine dringende polizeiliche Angelegenheit, die ich lieber persönlich mit Ihrem Gatten besprechen möchte.«

Zehn Jahre Eheleben mit einem Polizisten hatten Nancy gelehrt zu erkennen, wann sie mit leeren Worten abgespeist wurde. Zudem wusste sie, dass Polizisten solchen Fragen immer dann auswichen, wenn der Fall äußerst wichtig war. In Gedanken landete sie wieder bei Marias Zeitung. »Geht es um diese ermordete Frau?«

Die Polizeibeamtin runzelte die Stirn. »Ich muss wirklich mit Ihrem Mann darüber sprechen. Können Sie mir vielleicht seine Handynummer geben?«

Nancy schaute sie wütend an. Italienische Polizisten waren offenbar genauso penetrant und grobschlächtig wie ihre ame-

rikanischen Kollegen. »Das möchte ich lieber nicht. Polizeiliche Angelegenheiten sind nicht länger unsere Angelegenheiten. Also, wollen Sie eine Nachricht hinterlassen oder nicht?«

Orsetta wurde rot. »Hier ist meine Visitenkarte«, sagte sie und knallte sie auf die kühle Theke. »Es ist dringend. Teilen Sie ihm bitte mit, er möchte mich umgehend anrufen, sobald er zurück ist.« Dann sah sie Nancy wütend an. »Das ist keine Bitte, Signora, das ist eine Aufforderung, der Sie Folge zu leisten haben.«

Einen Augenblick lang starrten die beiden Frauen sich unverwandt an, dann lächelte Orsetta so freundlich, wie sie nur konnte, drehte sich elegant auf ihren makellosen Schuhen um und ging.



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
Spider bei Penguin, London

Copyright © 2007 Casa Strada Productions Ltd
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Herstellung: Helga Schörning
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-26573-8

www.heyne.de